

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 47

Artikel: Die Entwaffnung der Bourbaki-Armee im Februar 1871
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von der Grenzbesetzung 1870/71: Die Bourbaki-Armee in Verrières.

rot und weiß gewürfelten Teppich. Er schlug die Beine übereinander und sah die Wirtin erwartungsvoll an.

Sie strich jetzt über die gewellten Haare, nestelte an ihren silbernen Ketten und drehte an ihrem Trauring, den sie längst nicht mehr vom Finger ziehen konnte.

„Alexander“, fing sie noch einmal an und wußte nicht recht, wie sie das vorbringen sollte, was sie sagen wollte. „Ich bin jetzt neunundsechzig Jahre alt.“

„Es ist doch heute nicht Euer Geburtstag?“ fragte er verwundert. „Ihr seht übrigens aus wie neunundfünfzig, so rüstig und munter wie Ihr seid.“

Aber das Kompliment paßte ihr nicht in den Kram. „Ach was, ich sage das nur, damit du mich gleich von Anfang an recht verstehst. Du kennst mich. Du weißt, wie es mir mit den Verwandten geht, und wie ich ihnen nicht mehr Meister werde, seit der Jakob tot ist.“

Alexander nickte. Wo wollte sie nur hinaus?

„Es ist mir in diesen Tagen der einzige Ausweg eingefallen, wie ich mich ihrer erwehren kann und zugleich dir — und das ist mir ebenso wichtig wie das andere — mein Geld lassen kann, ohne daß sie sich deshalb totschlagen, das Testament angreifen oder dich sonst bis aufs Blut plagen.“ Sie stieß und sah den jungen Menschen fast hilflos an. „Ich habe dir deshalb vorschlagen wollen, Alexander, und dir sagen wollen, daß es das Beste wäre, wenn wir uns heirateten.“

Er sah sie maßlos verblüfft an: „Heiraten?!“

„Ja, heiraten“, sagte Dorothee resolut und strich sich wieder über die weißen Haare. „Heiraten und nichts anderes.“

Alexander wollte etwas sagen.

„Red' nicht, Xanderli, sag' nichts. Ich will dir alles erklären. Ich bleibe für dich die Bas Dorothee wie bisher, und du bleibst mein Pflegejohn, und ich Sorge für dich, wie ich's deiner Mutter auf dem Sterbebett versprochen habe. Da ändert sich nichts. Aber für dich ändert sich manches zum Guten. Du wirst hier der Herr und hast zu befehlen. Du kannst mir die Verwandten im Zaum halten, und wenn ich sterbe, so gehört dir die ‚Traube‘ von Rechts wegen. Verstehst du, Xander?“

„Ja“, sagte er, noch immer wie vor den Kopf geschlagen, „das wohl.“

„Ich weiß, wovor du Angst hast, du fürchtest dich vor dem Ausgelachtwerden. 's kann sein, daß sie lachen, Xandi, aber laß sie, das Lachen ist bald vorbei, und die ‚Traube‘ bleibt dir, und die ist nicht zu verachten.“ Sie hielt inne, legte die Hände übereinander und sah Alexander an.

Er starrte vor sich hin. Was, er sollte die Traubenwirtin heiraten, seine Bas Dorothee? Ja, war das möglich?

Sin und her schossen seine Gedanken. Einmal schien es ihm, als mache ihm die Bas einen ganz närrischen Vorschlag. Dann wieder meinte er, es sei allen genommen und ihm gegeben. Unmöglich war so etwas nicht. Das kam oft vor, daß eine alte Frau einen jungen Mann nahm oder umgekehrt.

Warum sollte es gerade bei ihm nicht möglich sein? Es blieb ja alles, wie es war, nur daß er hier der Wirt würde. Das wäre ein unermessliches Glück für ihn, fast als hätte er das große Los gewonnen. Er würde ja der reichste Mann im Dorf.

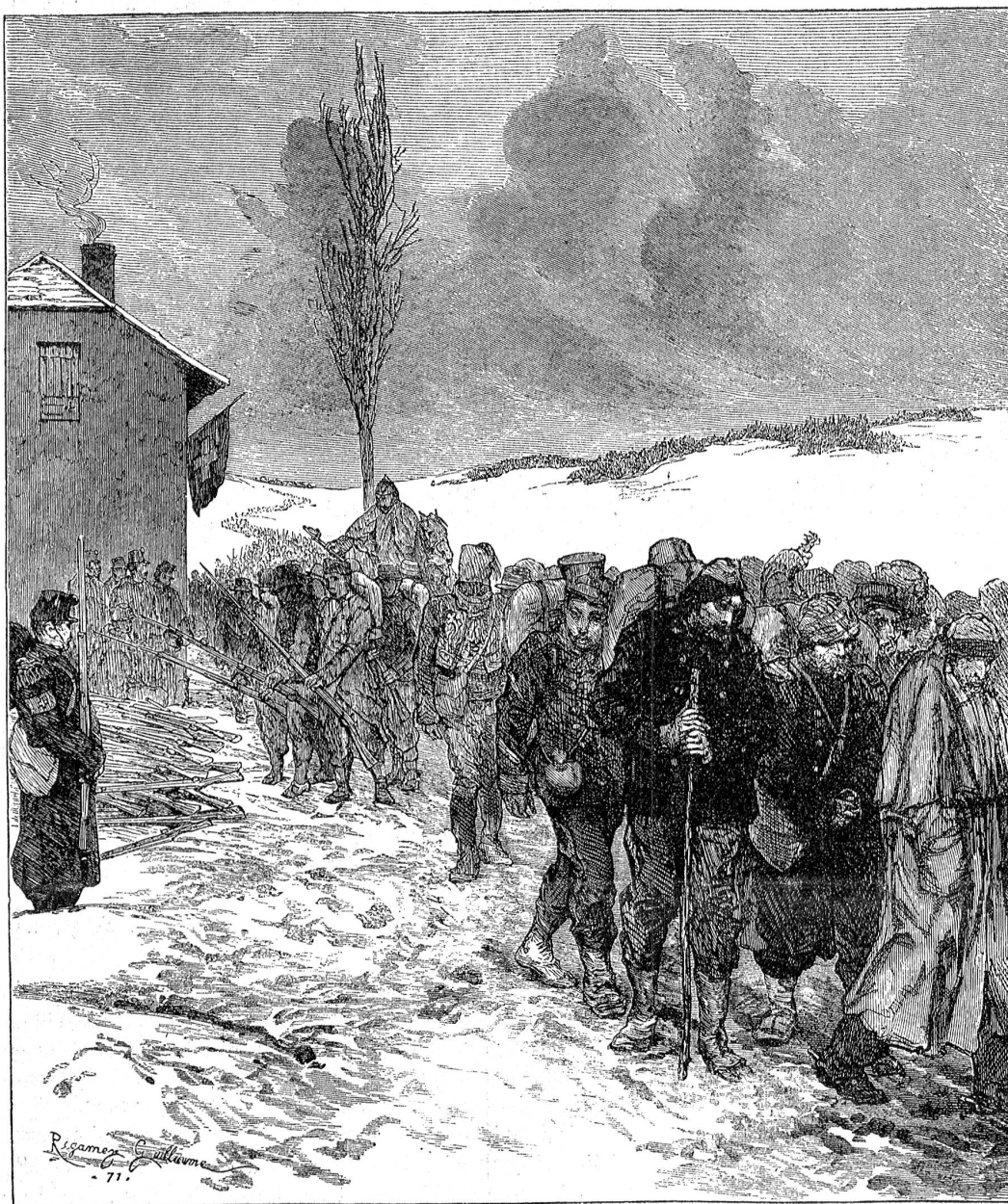
(Fortsetzung folgt.)

Die Entwaffnung der Bourbaki-Armee im Februar 1871.

Die gegenwärtigen kriegerischen Ereignisse und das Herannahen des Winters rufen die Erinnerungen an das tragische Ende der französischen Ostarmee im kalten Winterfeldzuge des Jahres 1870/71 wach.

Ende des Jahres 1870 schon war der Krieg in bedrohliche Nähe der Schweizergrenze gerückt. Am 3. Dezember

begann die Beschießung der Festung Belfort durch die Deutschen. Anfangs Januar fanden die ersten kleinern Gefechte an der Grenze statt, wobei französische Granaten auf Schweizerboden explodierten. Fünf Divisionen, die I., II., VI., VII. und IX., waren gleich zu Anfang des Krieges an die Grenze gestellt worden unter dem Kommando des Generals Hans



Von der Grenzbesetzung 1870/71: Die Entwaffnung der Bourbaki-Armee.

Herzog. Dieser verlangte angesichts der Vorgänge an der Schweizergrenze dringlich eine Verstärkung der Truppen. Da wurde auf den 22. Januar noch die IV. Division aufgeboden. Mit ihr rückte das Entlebucher Bataillon 66 ein, das, 667 Mann stark, am 1. und 2. Februar bei St. Croix ganz allein über 25000 Bourbaki-Soldaten entwaffnete und nach Yverdon geleitete. Das waren fast ein Drittel der ganzen internierten Armee. In Verrieres traten 33,500 Franzosen über, die übrigen verteilten sich auf St. Croix, Ballorbes und das Joux-Tal. Für die kleine Schar Entlebucher waren diese 25,000 Bourbakis ein tüchtiges Stück Arbeit. Jeder Einzelner von ihnen hat so mehr als die übrigen Miteidgenossen die Bourbaki-Armee erlebt. Einer von ihnen und zwar der damalige Major des Bataillons 66, Heinrich Meier von Gerliswil, hat das Erlebnis in so guter Erinnerung behalten, daß er es mehr als 20 Jahre später mit einer Frische und Lebendigkeit zu Papier bringen konnte, die noch heute paßt. Sein Büchlein*) verdient es, aus der Vergessenheit gezogen

*) „Das Entlebucher-Bataillon No. 66 an der Bourbaki-Entwaffnung. Eine Schweizermiliz-Cat vor 30 Jahren.“ Von Hch. Meier, Major dieses Bataillons. 1901. Luzern, bei H. Gebhardt.

zu werden. Die Erlebnisse des Bataillons sind typisch für das ganze damalige Kriegereignis und dürfen wohl zum Ausgangspunkt einer Schilderung der Februarvorgänge des Jahres 1871 gemacht werden.

Am 31. Januar kamen die Entlebucher über Chaux-de-Fonds, Locle, Verrieres hinaus in St. Croix an. Was sie auf der langen Eisenbahnfahrt und auf den mühevollen Märschen durch den Jura erlebt, hat ihr Geschichtsschreiber mit flottem Humor erzählt. Er ist überhaupt ein famoser Erzähler; wir werden dies gleich mit Proben belegen. Es gab auf diesem Marsche eindrucksvolle Momente, die sich füglich tief in die Erinnerung derer eingraben konnten, die sie erlebt hatten; so jener Marsch durch meterhohen Schnee auf den Höhen von La Brévine, dem „neuenburgischen Sibirien“, bei der grimmigen Januarkälte, die Hände und Füße bei den Reitern nahezu gefrieren ließ, so das Quartier im Schulhaus zu Locle, das erste Scharladen gegen Menschen, das ernste Gefühle weckte, die französischen Vorposten bei Les Verrieres, deren Kanonenschlände drohend herüberblickten.

Am 26. Januar hatte Bourbaki seine Ver zweiflungstat, seinen Selbstmordversuch, begangen. Die Lage seiner Armee, die nach der resultatlosen dreitägigen Schlacht vom 15. bis 17. Januar an der Lifaire vor Belfort gegen General Werder den Rückzug antreten mußte, weil General Manteufel ihr in den Rücken fiel, war in der Tat unhaltbar geworden. General Clinchant, der nach Bourbaki den Oberbefehl über die entmutigte Armee übernahm, erkannte als einzigen Rettungsweg den Rückzug nach Süden dicht an der Schweizergrenze entlang. Am 28. Januar erhält er Kenntnis vom Waffenstillstand, der in Versailles zwischen Bismarck und Jules Favre abgeschlossen worden war, weiß aber nicht, daß die Ostarmee davon ausgeschlossen ist. Zu spät, um den Rückzug sichern zu können, vernimmt er diese Tatsache; doch glaubt er, noch einen größten Teil seiner Truppen retten zu können, und darum läßt er in den nun folgenden Unterhandlungen mit General Herzog über den Uebertritt diesen im Glauben, es handle sich nur um ca. 40,000 Franzosen. Statt dieser 40,000 waren es dann 87,847 Mann, dazu Tausende von Pferden und Wagen, der ganze Armeetrain, der über unsere Grenze zog. Das war keine leichte Arbeit



Von der Grenzbesetzung 1870/71: Bernische Landleute, Bourbaki-Soldaten verpflegend.

(Nach seinem Oelgemälde auf Holz gezeichnet von A. Anker.)

für unsere Milizsoldaten bei Verrieres, St. Croix und im Joux-Tale.

Schon am 31. Januar schickte Clinchant Gepäc- und Munitionskolonnen, Kranke und Verwundete, worunter sogar Typhus- und Blatterkrankte, in die Schweiz, gemäß der Genfer Konvention. Dann schloß er mit General Herzog die Kapitulation ab. Sie lautete:

1. Die französische Armee, welche den Uebertritt auf Schweizer Gebiet verlangt, wird beim Eintritt ihre Waffen, Ausrüstung und Munition abgeben.
2. Diese Waffen, Ausrüstung und Munition werden an Frankreich zurückgegeben, nachdem der Friede geschlossen und die Kosten bezahlt sind, welche der Aufenthalt der französischen Truppen der Schweiz verursacht hat.
3. Das nämliche geschieht mit dem Material der Artillerie und ihrer Munition.
4. Den Offizieren werden ihre Pferde, Waffen und das Gepäc zur Verfügung gelassen.
5. In Bezug auf die Truppenpferde bleiben weitere Verfügungen vorbehalten.
6. Die Wagen mit Lebensmitteln und Gepäc werden, nachdem ihr Inhalt abgeladen ist, mit Fuhrleuten und Pferden nach Frankreich zurückkehren.
7. Die Wagen der Armeekasse und der Feldpost werden samt ihrem ganzen Inhalte der schweizerischen Eidgenossenschaft übergeben. Diese zieht bei der Abrechnung der Gesamtkosten den Wert ihres Inhaltes ab.
8. Die Ausführung dieser Bestimmungen wird in Anwesenheit der hiezu bestimmten französischen und schweizerischen Offizieren stattfinden.
9. Die Eidgenossenschaft behält sich vor, die Internierungsorte für Offiziere und Soldaten zu bestimmen.

10. Es ist Sache des schweizerischen Bundesrates, die näheren Vorschriften zu dieser Uebereinkunft zu erlassen.

Dreifach ausgefertigt zu Verrieres den 1. Februar 1871.

Clinchant.

Hans Herzog, General.

„Raum hatten wir die Grenze besetzt“, so erzählt Meier, „marschierte ca. 10½ Uhr die französische Kolonne heran, bald unübersehbar zahlreich. Entlebucher, zusammengeschlossen, jetzt gilt's! Der Major schickt einen Offizier mit einer Abtheilung Soldaten vor. Diese teilen den Strom in drei Kolonnen, von denen eine auf der Straße und je eine rechts und links derselben marschiert, um sie so an beliebig vielen Stellen, wenigstens an zwölf, entwaffnen zu können. Gleichzeitig lehrt dieser Posten die Franzosen das Abgeben im Luzerner Zeughaufe. Er verfügt das Abschnallen der Säbel, der Patronentaschen, das Voshängen der Gewehre von der Schulter. Er ist ihnen dabei möglichst behilflich, läßt das Rindfleisch von den Tornistern schnallen, welches der Rinderpest wegen abgenommen werden mußte, gemäß dem Befehle des schweizerischen Bundesrates vom 23. Dezember 1870: „Die Grenzbewachungstruppen sind beauftragt, darüber zu wachen, daß das Vieheinfuhrverbot mit größter Strenge aufrecht gehalten wird“, ferner die Munition rüsten, und das alles bereit machen zum Abgeben ohne Verzögerung. Auf diese Weise konnten alle, die guten Willens waren, ohne Aufenthalt, während des Marschierens rasch und ruhig entwaffnet werden. Tausende von Wehr und Waffen waren wirklich in verhältnismäßig kurzer Zeit abgenommen. Die Gewehre mußten von Anfang an nach Art der Holzbeigen aufeinander gelegt werden. Die getheilten Kolonnen vereinigten sich hinter dem Entwaffnungsplatze wieder zu einer einzigen, wie vor demselben, und fortmarschiert diese über Auberfon, St. Croix nach Yverdon — ohne Bedeckungsmannschaft. . . .

„Einen raschen Entschluß erforderte die Entwaffnung oder Nichtentwaffnung der Offiziere. Im allgemeinen Tagesbefehle ist die Entwaffnung der Offiziere nicht ausgenommen, und von Ziff. 4 des erst vor beiläufig 6 Stunden abgeschlossenen Vertrages konnte der Major um so weniger Kenntnis haben, als dieses Zugeständnis — welches heute dem General Herzog von den französischen, vertragschließenden Offizieren „warm verdankt worden war“ — auch nicht in der heutigen Depesche des Generals stand. Die Offiziere müssen also ihre Säbel und Revolver auch abgeben; das tun sie ungern, einige weinen. Einen alten Offizier schmerzte das so sehr, daß er vor dem Abgeben seinen Säbel weinend küßte. Zwei höhere Offiziere sah ich mit Tränen in den Augen, und sie wollten sich nicht von ihren Säbeln trennen. Einer sagte mir mit feierlicher Stimme: „Dieser (Säbel) hat mir in China das Leben gerettet.“ Die meisten Offiziere verzögern das Abgeben ihrer Waffen, halten deshalb möglichst lange am Waldrande und lassen die Soldaten vorbeimarschieren. Da reitet mit einem Stabe von 30 bis 40 Offizieren ein General zum Major. Sein Käppi in der Hand: „Moi, je suis général“, sagt der ergraute Herr. Er kommt aber nicht weiter in seiner Rede; heftiges Schluchzen erstickt seine Stimme, Träne um Träne fällt auf den Sattelknopf — der Major, wohl wissend, was den General durchschüttelt, fühlt ein menschliches Rühren und läßt den Herren ihre Waffen. Alle danken höflich und reiten erfreut in die Schweiz hinein.

In der Folge werden nun die Offiziere nicht mehr entwaffnet. Das geht wie ein Lauffeuer durch die Kolonne, kein Offizier hält mehr am Waldrande; alle marschieren oder reiten ohne Aufenthalt über die Grenze, und nun geschieht das Unerwartete! — Wenn bis jetzt der Strom der zu Entwaffnenden reißend war, kam er in der Folge sturmflutartig daher und drohte die Kompagnie samt ihren guten Anordnungen zu umbranden, sie und mit ihr die ganze Entwaffnung über den Haufen zu werfen.

„Einschwenken! — Gewehrfällen!“ und im Augenblicke ist die Straße mit den Spitzen der Bajonnette stramm versperrt. . . .

„Wir Schweizer hätten mit den Franzosen den Kampf aufgenommen. Weil wir anderst breite Schultern haben, als sie, hätte ein Mann von uns immer mit zehn Franzosen den Kampf aufgenommen.“ . . .

„Der Zweck ist erreicht. Die Spitze der französischen Kolonne steht, aufgeschlossen 20 und mehr Mann tief; aber durch den Wald marschiert sie zu, droht die Vordersten in unsere Bajonnette und damit uns selbst wegzuworfen.

„Bei Fuß — G'wehr!“ deshalb, um mit der Entwaffnung fortzufahren. Aber — keine Bajonnettspitze weicht vom Auge des davorstehenden Gegners; denn, wenn weg, genügt ein Schritt vorwärts und die Entlebucher sind übermannt. Kaum sieht er, daß diese lieber schießen möchten, springt der Major, ohne zweites Kommando, vor die Front, hebt, um vorbeikommen zu können, die Bajonnette seiner Soldaten, rechts die Franzosen zur sofortigen Niederlegung ihrer Waffen, links die Entlebucher zur Abnahme derselben auffordernd — und rasch ist die Entwaffnung wieder im Gange.

„Den ganzen Tag über kamen dicht gedrängt die französischen Regimenter hintereinander, die Offiziere an der Spitze; gegen mittag stürmte es gar sehr, so daß wir sie, um eine geordnete Waffenabnahme durchzuführen, mit gefälltem Gewehre zurückdrängen mußten. Heute noch sehe ich unseren unerschrockenen Major Meier, mit dem Revolver in der Hand, an der Spitze unserer Leute die drängenden Franzosen zurückweisen. Unsere Soldaten hatten scharf geladen, wir waren auf jede Eventualität vorbereitet. Dank der Energie unsererseits lief alles ohne erhebliche Störung ab. . . .“

Der Disziplin der Franzosen stellt Meier, entgegen andern Berichterstellern, ein gutes Zeugnis aus. „Ganze

Regimenter Kavallerie und Infanterie marschierten geschlossen über die Grenze und legten Zeugnis ab von der Energie der Offiziere und der Disziplin der Soldaten.“ Ohne Zweifel hätten nach seiner Ansicht die Franzosen den Durchbruch mit gewaffneter Hand versucht, wenn sie die Schwäche der Grenzbesetzung gekannt hätten. Es kam während des Durchmarsches oft zu dramatisch zugespitzten Momenten. Der Ansturm der Massen drohte wiederholt die kleine Schar zu „bodigen“. Ein Schuß, ein Anprall auf der Linie der Herandrängenden und der Abwehrenden, und das Kommando „Feuer!“ hätte den ungleichen Kampf eröffnet.

Auch zu rührenden Szenen ist es bei diesem Durchmarsch gekommen. „Wie der General vorhin“, so erzählt Meier weiter, „weinten viele Offiziere bittere Tränen vor Uebergabe ihrer Waffen. Doch gaben uns die Offiziere wenig zu schaffen; mehr Arbeit dagegen viele Soldaten, welche ihre Waffen, echt soldatisch, absolut nicht hergeben wollten. Zureden nützte nichts. Gegen das Anfassen ihrer Waffen wehrten sie sich. Entwaffnet muß aber sein. Mit Bajonnetten den Weg verlegt! — und kräftige Entlebucher Hände taten das Uebrige. So konnte es kommen, daß auch „Wätsche angestrichen“ wurden, wie der Entlebucher sagt. Ein Reiter wollte seinen scharf geladenen Revolver nicht abgeben. Als der betreffende Soldat ihm denselben mit Gewalt nehmen wollte, drückte der Reiter ab, und der Schuß ging, weil der Soldat den Lauf nach oben gerichtet in der Hand hatte, in die Luft. Nun litt es den Soldaten nicht länger, schnellte den Mann vom Pferde und bläute ihn durch mit trockener Faust. Als sein Offizier heraufkam und dem Soldaten sein Verfahren verwies, sagte der Entlebucher Soldat in seinem Eifer: „Dä mueß ume wüsse, aß d'Entlebucher da siß.“

Viele Franzosen versuchten ihre Waffen vor der Uebergabe zu zerbrechen, während handförmig andere ohne Waffen über die Grenze marschierten. Sie hatten selbe im Schnee versteckt, sonst weggeworfen oder sie den Grenzanwohnern abgegeben. — Wiederum andere warfen ihre geladenen Chassepots, Säbel und andere Ausrüstungsgegenstände den Entwaffnenden vor, auch an die Füße. Diese Flegel werden gepackt und haben die Wahl, ihre Bewaffnung selbst aufzuheben und sie von Hand zu übergeben oder dabei — niedergestochen zu werden. . . .

„Aber die Reiterei gibt uns noch mehr zu tun. Da ist, ein Beispiel von vielen, ein Kürassier unaufhaltsam mitten in den Entwaffnungsplatz vorgeritten — ein junger, schöner Franzose. Die Brauen ins strohige Antlitz gezogen, verweigert er barsch und entschieden die Uebergabe seiner Waffen. Sein Pferd, am Zaume gepackt, wird von sehnigen Fäusten festgehalten, trotzdem der Reiter ihm die Sporen einsetzt. Die drohenden Bajonnette erblickend, reißt er seinen Säbel heraus, steigt in den Bügeln und niedersaust — nein! — mit pardonnez messieurs! übergibt er uns die Waffen. Seinen gefahrdrohenden Bewegungen voraneilend, hatten die Jäger die Hahnen gespannt; deren Knaden war zu den Ohren des Trochtopfes gedrungen, und aus vier Läufen grinst ihm, schneller als uns sein Schwertblik, der sichere Tod in die funkelnden Augen. —ammerschade um ihn wäre es gewesen, wenn dieser tollmutige Reitersmann tot vom Sattel gesunken. — Ein Bild für Sie, Herr Kriegsmaler Kaufmann!“

Auch gegen den Vorwurf, die Bourbais seien keine Truppen, nur mehr „Banden“ gewesen, verteidigt der Verfasser die flüchtende Armee. Die Ausrüstung und Verpflegung waren gut, wenigstens bei dem Teil der Armee, die bei Auberson-St. Croix die Grenze überschritt. Die Soldaten waren mit Munition gut ausgerüstet. „Sie besaßen ferner Wolldecken und neue Schuhe, letztere allerdings bedenklicher Fabrikation. Im allgemeinen war auch die Kleidung nicht so übel zugerichtet, wie angenommen wird. Ganze Regimenter führten neue Bekleidungen mit sich. „Lumpen gibt's überall, und in Auberson haben solche neue Hosen



Von der Grenzbesetzung 1870/71: Fahrende Batterie auf dem Marsche durch ein Dorf.

verkauft und verfolgte getragen, wahrscheinlich weil sie annahmen, die Schweizer werden schon für neue sorgen.“

Der Tornister barg Zwiebad und Kaffee, Reis, Zucker und Salz. Aufgeschnallt ist frisches Rindfleisch und dürrer Speck. Die Gouragegarne der Kavallerie sind mit duftendem Heu gefüllt. Endlose Wagenkolonnen mit Mehl und Hafer fahren mit. Proviant und Munition wurden massenhaft mitgeführt. Einer Herde Schlachtvieh mußte die Grenze verschlossen bleiben. Große Mengen von allerhand Kriegsbedarf hat der bei Muberson entwaffnete Armeeteil auf der Straßensteigung gegen Les Fourgs abgeladen, oder ganz im Stiche gelassen. Die in Verrieres geordnet einrückenden Linienregimenter und ein Teil der Artillerie waren gehörig mit Lebensmitteln versehen.

Viele hunderte für die Ostarmee bestimmte Wagenladungen von Lebensmitteln verfielen den Deutschen als willkommene Beute. Kurz, die Ostarmee war mindestens zum Teil gut versorgt.

Allerdings waren einzelne Truppenabteilungen schon bei Besançon und seither aus Rand und Band gegangen. Ihre Herren Offiziere fanden es zu kalt, mit den Soldaten im Schnee und Eis zu bivouakieren, und suchten Unterkunft in bewohnten Häusern. Dieses Beispiel zog auch die Soldaten nach, und die Auflösung war da. Ihre regelrechte Verpflegung hatten solche „Banden“ selbst unmöglich gemacht. Sie raubten wo es zu plündern gab, und erschwerten

sehr durch ihr Marodieren die Verpflegung der geordnet gebliebenen Korps.

Auch der Sold ist der Ostarmee regelmäßig ausbezahlt worden, unserem Teil am Tage des Uebertrittes. Damit glaubten viele Offiziere, welche ihre Soldaten bis jetzt beisammen gehalten hatten, ihre Pflichten gegen sie erfüllt zu haben, und ließen sie laufen. So begann auch bei diesen Truppenkörpern die Auflösung unmittelbar vor dem Uebertreten.

Welch' umfassende Fürsorge der Verwaltung also für diese Armee im äußersten Osten Frankreichs zu einer Zeit, in welcher, nach den schauerlichen Verlusten des letzten Sommers, die Hauptstadt längst vom Feinde umzingelt, die Hauptverkehrswege abgeschlossen waren, die noch bestehenden metertief im Schnee lagen und die Kälte riesig war; bei einer Armee, welche, bei schrecklicher Kälte die Nächte im Freien zubringend, vor Belfort drei Tage lang tapfer gekämpft, von der Visaine nach Besançon, von Besançon nach Pontarlier, von Pontarlier an die Schweizergrenze marschiert war, und deren Nachhut bei La Cluse noch während des 1. Februar die sieggewohnten Deutschen mit blutigen Köpfen zurückgewiesen hat. Fürwahr! erstaunt und mit hoher Achtung mußte man auf die Ostarmee — noch in ihrer Auflösung — hinblicken, bewundern die Tatkraft der jungen französischen Republik und ihres genialen Kopfes Gambetta!“ (Schluß folgt.)

Sie wartet . . .

Als sie auszogen, ihre geliebten Jungen, in den unfeligen, den blutigen Krieg, hat ein Sonnenstrahl jene Zweige vergoldet, die jetzt schmutzig-braun, ihres Schmuckes beraubt,

niederhängen auf die schmale kleine Straße, die nach dem Bahnhof führt. — Alles mahnt heute an die Vergänglichkeit, ans Sterben — und das Laub, welches damals jene